Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1938-1939)
Heft: 9

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 10.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Scipio Africanus

B. H. Liddell Hart: Der Feldherr. Die Taten des Publius Cornelius Scipio Africanus. Mit einem Bild und sieben Karten. XII und 212 Seiten. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München. (1938)

Bei Seneca findet man einen Brief (den sechsundachtzigsten), der aus jener beherrschten, dem Verlauf des grossen Lebens gerechten Haltung, welche wir im schönsten Sinne eine römische nennen, von dem seelischen Gewinn eines Reisetages erzählt: „Ich ruhe, da ich dir dieses schreibe, im Landhause des Scipio Africanus. Ich habe zu seinen Manen gebetet und vor dem Schrein, den ich für die Totenlade dieses grossen Mannes halte, meine Andacht getan. Dass seine Seele zum Himmel, von dem sie stammte, heimgekehrt ist, dessen bin ich überzeugt. Nicht darum, weil er gewaltige Heere geführt hat (solches tat auch der rasende Kambyses), sondern der unendlichen Mässigung und Milde wegen, die sich wundervoller noch in ihm erwies, da er aus dem Vaterlande schied, als da er es verteidigte. Entweder musste Scipio auf Rom verzichten, oder Rom auf die Freiheit. — Ich will nicht, sagte er, dass den Gesetzen, dass dem Herkommen in irgend etwas Zwang geschehe. Ein gleiches Recht soll gelten unter allen Bürgern. Geniesse ohne mich, was ich dir erstritten, mein Vaterland! Ich war Ursache deiner Freiheit: ich möchte auch Grundstein ihrer Dauer sein. Ich scheide, denn ich bin höher gestiegen als dir erträglich ist". —

Solcherart hat sich, der Strenge römischen Stils gehorsam, das Leben des Siegers von Zama erfüllt, des einzigen, der den Hannibal in der Feldschlacht bezwang. Aber seltsam ist es, wie dieses Dasein in der geschichtlichen Rückschau so sehr im Schatten des Andern, des Besiegten steht. Zählt es zu den Verlogenheiten der menschlichen Natur, dass sie in der Gegenwart dem Sieger zujubelt und in der Reminiszenz mit besonderer Liebe des rühmlich Unterlegenen gedenkt? So stellt denn die Historie den Scipio oft nicht viel anders denn als blindes Werkzeug eines mächtigen und unausweichlichen Schicksals dar; ja, es mutet fast an, als wollte sie das tragische Los des grossen Karthagers ihm zum heimlichen Vorwurf machen. Wie wenn er, der Römer, ein würdigeres Ziel sich setzen konnte, als Roms furchtbarsten Feind zu vernichten!

Im Schatten von Roms Unglücksjahren wurde er gross. Am Tessin, der Stätte von Hannibals erstem Sieg auf italischem Boden, hat er, fast ein Knabe noch, seinem Vater in der Schlacht das Leben gerettet. Er sah die Katastrophe von Cannae. Als Proconsul auf den exponiertesten Posten, Spanien, geschickt, stellte er mit Kühnheit und Weitblick die Lage für Rom wieder her; er eroberte innert weniger Jahre die verlorene Provinz zurück. Hannibals unerhörte Taktik, an welcher ein Terentius Varro dummköpfig gescheitert war und um die ein Fabius

Cunctator sich schlau-schwächlich herumschlich, war ihm nichts Fremdes noch Erschreckendes. Er machte ihr Wesen sich völlig zu eigen: in einer erstaunlichen Weiterführung und Vollendung des Prinzips von Cannae hat er die Vernichtungsschlacht bei Ilipa geplant und geschlagen. So dass, als er nach Rom zurückkehrte, selbst der alte, misstrauische und hochmütige Fabius ihn seines Neides würdig fand. Trotzdem wurde Scipio ermächtigt, in Sizilien ein Heer zu formieren, und mit diesem gegebenen Falles nach Afrika überzusetzen. Er leistete, was von jeher als die wahre Meisterprobe des Feldherrn gilt: aus dem Rohstoff zusammenhaltloser Truppenverbände, aus der Zufälligkeit bewaffneter Menschenmassen ein Gesamthaftes zu bilden, das mit der Selbstverständlichkeit eines lebendigen Körpers nach einem Willen und zu einem Ziele sich bewegt. Dann segelte er nach Afrika; und hier schloss eine nie unterbrochene Reihe kriegerischer Erfolge mit der Entscheidungsschlacht bei Zama. Seither trug er den Beinamen des „Afrikaners". Er lehnte andere Ehrungen ab, die man ihm überschwänglich bot.

Seiner Vaterstadt hat er ferner, unbekümmert um den äusseren Glanz einer Stellung, mit allen Gaben gedient. Er wurde — ein Lohn, dem die wahre Grösse selten entgeht — zuletzt verdächtigt und mit plumpen Anwürfen der Unterschlagung und Bestechlichkeit beschuldigt. Es war an einem Jahrestag des Siegs von Zama, dass er vor die Richter trat. „Und da nun Stille geboten war" — erzählt Livius (im 51. Kapitel des 38. Buches) — „hob er an: Es ist dies, Tribunen und Römer, der Tag, da ich in Afrika mit Hannibal und den Karthagern mich gemessen und glücklich gekämpft habe. Und weil es sich ziemt, dass heute Zank und Hässigkeit verstumme, so will ich von hier weg hinaufgehen zu dem Kapitol, dass ich Juppiter, den Grossen, Guten, und Juno, und Minerva und die anderen Götter ehre, die über dem Kapitol und der Burg wachen; und dass ich ihnen Dank sage, weil sie an diesem und an manchem andern Tage mir Sinn und Kraft verliehen, dem Staate Ungemeines zu leisten. Wem aber unter euch, ihr Römer, daran gelegen ist, der gehe mit mir und bete zu den Göttern, dass ihr auch ferner Führer haben möget, die mir ähnlich sind... — Und er schritt von den Gerichtsbänken fort den Weg zum Kapitol hinan. Aber die ganze Versammlung brach auf und folgte dem Scipio; also dass selbst Schreiber und Läufer die Tribunen verliessen, und blieb keiner mit ihnen als das Häuflein von Knechten und der Weibel, der den Angeschuldigten aufzurufen hatte. ... Leuchtender fast war dieser Tag, durch die Liebe der Menschen und die Ehrfurcht vor der wahrhaften Grösse, als jener andere, da Scipio nach dem Sieg über König Syphax und die Karthager im Triumph in die Stadt einzog."

Dieses strenge und stolze römische Leben zu gestalten, es in seiner denkmalartigen Schönheit rein darzustellen, war wohl eines grossen Aufwandes wert. Man freut sich der starken, entschiedenen Linien, mit denen das Bild gezeichnet ist. Die kleinen, ärmlichen Mittelchen der modernen Durchschnittsbiographie, die sprachlichen Kletterkünste, der pseudopoetische Stimmungsdunst, liegen weitab. Es ist alles zum Zwecke ge-

fügt und mit Klarheit gesagt. Die Lebendigkeit quillt aus dem Gegenstande selber. Der soldatische Charakter steht einem Buche, das von einer eminent soldatischen Persönlichkeit handelt, sehr wohl an; man wird ihn darum auch in seinen Schwächen gelten lassen. Die merklichste ist jene eben aus der Kraft des Einsatzes erspringende gewisse Einseitigkeit, die in wissenschaftlichen Dingen sehr leicht zur Unsachlichkeit wird. Wer das Unglück hat, einem Mommsen widersprechen zu müssen, soll das mit dem Hut in der Hand tun und nicht im rüdesten Feldwebelton von einem „laienhaften, in militärischen Dingen völlig unwissenden Historiker" reden.

Ich habe — aber es ist wohl Auffassungssache — einiges Misstrauen gegen das Anlegen von vergleichenden Grössenmasstäben bei geschichtlichen Charakteren. Es scheint hier so naheliegend und so leicht, das gewollte Ergebnis durch Konstruktion zu erreichen. Und ein Vergleich, der mit einem Urteil schliesst, verliert eigentlich gerade das, was ihn anregend macht. Wir sind, wenn wir die Geschichte dieser ungewöhnlichen Taten lesen, vollauf bereit, dem Scipio seinen hohen Rang unter den Meistern der Kriegs- und Staatskunst einzuräumen. Dass es uns aber auf Schritt und Tritt gleichsam anbefohlen wird, in ihm den Feldherrn schlechthin zu erkennen und ihn über jeden andern zu stellen (der Originaltitel lautet: „A greater than Napoleon"), das macht auf die Dauer verdriesslich, weil es denn doch die Eigenliebe kränkt, dass der Verfasser uns so offenkundig keinerlei Urteilskraft zutraut. Und das ist schade, vor allem deshalb, weil Liddell Hart wahrscheinlich sachlich vollkommen recht hat. Wobei er zudem auf einen hochberühmten Meinungsgenossen sich berufen könnte; in Petrarcas Heldengedicht „Africa" steht der Vers:

„Solque velut radiis fulgentia sidera vincit,
Scipio sic omnes superat ...
Gleich wie die Sonne mit Prangen die lichten Gestirne beschämet,
so strahlt Scipio allen voran ...".

E. Schumacher.

Pascal deutsch

„Die Summe aller Pascal-Studien", so nennt Fortunat Strowski jene monumentale Pascal-Ausgabe, die, betreut von Léon Brunschwicg und Pierre Boutroux, von 1908 bis 1925 bei Hachette erschien (Collection des Grands Ecrivains de la France). Mit Einleitungen, Noten und Regesten reich versehen, werden uns hier Pascal's Werke in zeitlicher Folge dargeboten, und ebendieses Prinzip — das des streng chronologischen Aufbaues, mit verbindendem Zwischentext — hat Brunschwicg auch beibehalten für seinen handlichen Pascal-Band: „Pensées et Opuscules", bei Hachette, eines der meistgelesenen Bücher Frankreichs. Voran steht hier das mächtig raumschaffende, edle, ergreifende Pascal-Leben, das die Schwester Gilberte Périer-Pascal geschrieben. Es folgen, organisch gegliedert in drei Lebensperioden: intime und halboffizielle Briefe, Ge-

bete, Werke — ohne die „Provinciales", Werkfragmente, Vorträge, eine Unterredung, das Testament. Und dann wird der Leser, nun nicht mehr ganz ungeübten Blickes, hinausgeleitet auf das grosse Nachlass-Trümmerfeld, die „Pensées"... Was immer profunde fachliche Kompetenz, was praktischer Sinn, und was guter Geschmack leisten können, das ist in den Pensées et Opuscules geleistet.

Dem deutschsprachigen Pascal-Freund, der, des Französischen nicht oder nur wenig kundig, eine Uebersetzung zu benützen wünscht, steht etwas Gleichwertiges einstweilen nicht zur Verfügung. Statt dass auch ihm ein einziger Band alles böte, muss er sich mit drei, vier Bänden behelfen.

Da sind zunächst die „B r i e f e des Blaise Pascal", bei Hegner, Leipzig 1935, mit genauer sprachlicher Einfühlung und mit behutsamer Könnerschaft übertragen von Wolfgang Rüttenauer. Wie glücklich erscheint hier, im andersartigen Medium unserer deutschen Sprache, etwa der geharnischthöfliche Brief an einen wissenschaftlichen Gegner, den Père Noël; wie überraschend „modern" steht dieser Brief da: ein in makellosen Massen hingetürmter Bau aus Glas und Stahl. Und wiederum: welch' streng sachgründige, geistdurchglühte Beredsamkeit in den ehrgeizigen Episteln an Kanzler Séguier und an Königin Christine von Schweden. Und wiederum: die Brief-Fragmente an die Roannez; schon ihre Sprache lässt spüren, dass, wie die Scholastiker lehren, die menschliche Seele zuinnerst Geistnatur hat. Allerdings zeigen auch diese Briefe die überall fühlbare Grenze des Buches: es entbehrt des rechten, des alles bergenden, des überall den Vollklang sichernden biographischen Raumes, den Brunschwicg so diskret und klug zu wölben gewusst hat; die wenigen Anmerkungen des Uebersetzers schaffen ihn natürlich nicht, sie erteilen nur Einzel-Belehrungen. Welch mächtige, wehe Klänge geben die Briefe an die Roannez dann, wenn man von den Schicksalen dieser jungen Adligen, — auf die seelsorglichen Einfluss zu nehmen Pascal sich berufen glaubte, — selbst nur das wenige weiss, das Brunschwicg aus zeitgenössischen Briefen mitteilt.

Unter dem — abzulehnenden, weil dem Geist Pascals durchaus fremden — Titel „Vermächtnis eines grossen Herzens" hat Rüttenauer auch die O p u s c u l a übersetzt (bei Dieterich, Leipzig 1938). Man möchte wünschen, dass dieser Band mit den Briefen e i n Werk bilde, aufgebaut nach den Prinzipien der Pensées et Opuscules; denn so wie er vorliegt zeigt notwendig auch er das Gebrechen der „Briefe": es fehlt der Raum, die beziehungsreiche, organisch richtige Ordnung. Formgeschichtlich — und dies betrifft die Auswahl, bzw. die Verteilung gewisser Briefe auf die beiden Bände: ein unlösbares Problem! — liegt die Sache ja so, dass im damaligen Forschungsbetrieb der (halboffizielle) Brief und die (offizielle, gedruckte) Abhandlung nicht streng geschieden wurden; mithin dürfen auch wir sie nicht scheiden. Sodann aber, und nun bleiben wir innerhalb des Bandes „Vermächtnis": was half es hier, Pascals Opuscula zu zertrennen in „Religiöse Schriften" und in „Philosophische Schriften", und überdies noch eine dritte Gruppe „Ueber die Methode und über die

Psychologie des Gelehrten" auszusondern? Solcherweise zerspalten stellt sich Pascals Gedankenwelt wenig einleuchtend dar: man erkennt nicht ihre Entwicklung; nicht ihre innerste personale Einheit; nicht die stets mit leidenschaftlichem Selbstmisstrauen überwachte, stets aufs neue und stets noch tiefer sichergestellte Zusammenordnung der verschiedenen Denkmethoden und Denkresultate. Der Auswahl als solcher kann man zustimmen; nur hätten einige Stücke aus den „Ecrits sur la grâce" mehr geboten als der „Abrégé de la vie de Jésus-Christ", eine recht langweilige Jansenius-Paraphrase, ödes Gefels, drin nur wenige Kristalle blinken. Die Uebersetzung wahrt überall das Niveau der vorangegangenen.

Nicht von leidigem Zufall, sondern von doppelt erspürtem, nun doppelt befriedigtem Bedürfnis können wir reden angesichts der Tatsache, dass uns gleichzeitig zwei neue Uebertragungen der Pensées vorgelegt werden: die des Mathematikers und Philosophen Ewald Wasmuth, erschienen unter dem Titel „Blaise Pascal, Ueber die Religion und über einige andere Gegenstände" bei L. Schneider (Berlin 1937), und die von Wolfgang Rüttenauer, erschienen unter dem Titel „Blaise Pascal, Gedanken" bei Dieterich (Leipzig 1937). Glücklicherweise nämlich haben sich die Uebersetzer an verschiedene französische Editionen gehalten, und zwar an die beiden je in ihrer Art vollendetsten.

Wasmuth erwählte sich jene Anordnung der (in hoffnungslos verworrenem Zustand überlieferten) Nachlass-Fragmente, die Léon Brunschwicg (s. o.) geschaffen, und die sich in Frankreich durchgesetzt hat. Brunschwicg's einzige Absicht ist, die Texte so darzubieten, dass der heutige Leser sie verstehen kann. Ohne ihnen ihre Fragment-Natur zu nehmen, und ohne den — nicht überlieferten — Aufbau-Plan erraten zu wollen, soll doch eine gewisse logische Kontinuität deutlich werden, soll der Leser den Gedanken Pascals folgen, sie sich aneignen, sie gründlich auswerten können. Brunschwicg vergleicht treffend seine Verfahrensweise mit der eines Archäologen, der in seinem Museum nicht restauriert und nicht zusammenbaut, sondern einzig danach trachtet, Sinn und Wert jedes Steines aus seiner Herkunft zu erschliessen, und ihn mit andern zusammen methodisch zu gruppieren: „weder Unordnung noch Neu-Aufbau, bloss eine simple Klassifikation."

Einen andern Weg hat Fortunat Strowski — und ihm folgt Rüttenauer — eingeschlagen. Er legt dar, dass Pascal um nur ganz wenige dringlichste Fragen sich müht: die Finger einer Hand genügen, um diese „centres" oder „noyaux" herzuzählen. Jedes dieser zentralen Themen ist gleichsam ein Stamm, der rundum Aeste treibt; die Aeste treiben Zweige, die Zweige tragen Früchte. Man mag in Strowskis Einführung (dritter Band seiner Pascal-Ausgabe, Paris 1931) nachlesen, wie geistvoll dieser grosse Forscher seine Methode begründet aus den Blättern und Blättlein des Manuskriptes, dessen Papierformate, Schriftzüge und Schriftbilder er analysiert (interessante Angaben über dem Versbau sich nähernde symmetrische, antithetische, rhythmische Satz-Dispositionen; von beiden Uebersetzern leider typographisch nicht nachgeahmt). Sehr richtig spricht Strowski von der „imagination dramatique" Pascals, und

gleich Brunschwicg betont auch er die durchaus dialektische Denkweise seines Autors: „il aime à unir des idées en apparence opposées pour en former des vérités totales".

Dramatische Imagination und dialektisches Denkgeschehen manifestieren sich zweifelsohne getreuer in Strowskis Aufbau, dem prima vista eindrucksmächtigeren. Dennoch kann man auch die im besten Sinne schul-meisterliche, museumsmässige, von weiser, geduldiger Bescheidung eingegebene Anordnung von Brunschwicg nicht entbehren; wenn der Leser gewillt ist, einen gerade ihm teuren Gedanken zu verfolgen, wenn er die Beziehungsfülle dieses Gedankens ermessen möchte, dann findet er sich in den locker ausgebreiteten, klug klassierten Gedanken-Beständen der Brunschwicg'schen Edition rascher zurecht als in den imposanten, suggestiv verfestigten, schwer zertrennbaren Gedanken-Aggregaten bei Strowski.

Insoweit haben denn auch die beiden Uebersetzungen jede ihre besonderen Werte! Doch darf nicht verschwiegen werden, dass Rüttenauer an philosophisch-theologischer Kompetenz und an Genauigkeit Wasmuth übertrifft[1]). Auch hat seine Uebertragung mehr „Relief"; sehr fein erfühlt er die sprachlichen Nüancen der heterogenen, in den verschiedensten Reifestadien stehenden Texte Pascals, und mit sicherer Hand weiss er diese Nüancen deutsch nachzubilden. „Caritas sola non peccat", einzig die Liebe sündigt nicht: man hat diesen Satz auf Pascals makellos lauteren Stil angewendet. Caritas, ehrfürchtige Liebe zum Werk um dessen selbst willen, beseelte auch diesen Uebersetzer, sodass man von seiner Pascal-Wiedergabe, entschuldbare Kleinigkeiten dreingebend, gar wohl dasselbe sagen darf: „non peccat".

*

Der deutschen Pascal-Renaissance reifste Frucht ist das Buch von Romano Guardini: „Christliches Bewusstsein, Versuche über Pascal", bei Hegner (Leipzig 1935), erwachsen aus Vorlesungen und Uebungen an der Universität Berlin.

Nicht vorab als Historiker, als Erforscher, Ordner, Darsteller ausschliesslich fremden Gedankengutes müht sich Guardini um Pascal, sondern als originaler Denker, der das, was ihn selbst besorgt, an Pascal als an einem höchst exemplarischen Fall studiert: „Wie geht das zu, wenn ein Mensch glaubt? Nicht nur religiös ist, oder suchend, sondern glaubt, nach dem klaren und vollen Sinne, den das Wort im Sprachgebrauch der Schrift und der Kirche hat?" — So gerichtetes Fragen geht nicht auf die Fülle des Pascal'schen Denkens, nicht auf eine enzyklopädische, lückenlose Gesamtdarstellung gemäss einem der mehr oder minder brauch-

[1]) Man möchte wünschen, dass Wasmuth vor einer zweiten Auflage nochmals Hand anlegte. Wenig genau ist zum Beispiel — die eingeklammerten Zahlen verweisen auf die entsprechenden Fragmente bei Rüttenauer —: 426 (109); irrig: 94 (107), 98 (116), 184 (23), 277 (89), 283 (32). Auch die Uebersetzung der lateinischen Zitate lässt zu wünschen übrig: 20 (33), 107 (682), 165 (195).

baren Schemata; es geht auf das Wesenhaft-Gültige, und so ergibt sich denn für die Darstellung eine unschematische, singuläre, eben aus dem Wesen hergeleitete, dieses spiegelnde Form. Auch weiss Guardini wohl, dass eine schlüssige Antwort auf die Frage: „Wie ging das zu, dass Blaise Pascal glaubte?" — letztlich überhaupt unmöglich ist: mangels ausreichender Dokumentation. Man hat sich mit Hypothesen zu bescheiden, deren Richtigkeit sich in dem Mass erweist, als man mit ihnen Pascals Leben vollständiger und tiefer zu verstehen vermag.

Wenn Guardini Hypothesen dieser Art glücken, wenn er in der helldunkeln, an Rembrandt's Landschaften gemahnenden Gedankenwelt Pascals, in diesem „Paysage héroique" schattendüstere Partien aufzuhellen vermag, so ist dies hinwiederum auch seinem philosophisch-theologischen Wissen zu danken. Er kennt neben der thomistischen die franziskanische Scholastik, neben der Theologie der Dogmatik die der Mystik. So lässt sich der „Fall" Pascal durch verwandte „Fälle" jeweils eine Strecke weit beleuchten. Das „Argument du pari" wird erklärend zusammengehalten mit dem sog. „Ontologischen Gottesbeweis" des Anselm von Canterbury und mit dem „Absoluten Paradox" Kierkegaard's, dessen „Stadien"-Gedanke auch jene Erfahrung erhellen hilft, die uns das „Mémorial" bezeugt. Die Mittenwirklichkeit des Pascal'schen Weltbildes: „le Coeur" fügt sich ein in die Traditionen der Philosophia cordis und der Theologia cordis.

Doch wäre all' diese Arbeit nicht fruchtbar geworden ohne die religiöse Erfahrung des Verfassers; und diese erst leitet hinein in die seelischen Nöte des christlichen Denkers Pascal: in die geistige Heimat-Sehnsucht des mutterlos Aufgewachsenen, in seine unaufhebbare Fremdheit und Einsamkeit unter den geistlichen Herren von Port-Royal, in das demütige Schweigen seiner letzten Monate. Die Begriffe „Heiliger" und „grosser Christ" werden streng geschieden: „Pascal war wohl kein Heiliger ..., sondern ein Mensch, in welchem die Entscheidung für Christus und wirkliche Grösse von der Welt her in bitterem Kampfe lagen. Und zwar gerade dann, wenn er christlich dachte und kämpfte."

Dasselbe Bedenken hegt auch Ewald Wasmuth, der am Schluss seines von hohem Ernst getragenen Nachwortes fragt: „Doch fast scheint es, als wäre auf dem Weg des Hasses, sei es auch unser eignes Ich, das wir hassen, kein Zugang zu der höchsten Ordnung, um die Blaise Pascal ringt. Vielleicht führt der Weg nicht über die Vernichtung des Ich, die Abtötung des natürlichen Herzens ..., sondern über die Hinwendung des Ich zum Du, zum Nächsten, durch die Erfüllung der Liebe zu Gott, durch die nähere Liebe, die wahre Nächstenliebe, die Franziskus gelebt hat?" —

Solches fragend, mag einer die grossen Nicht-Jansenisten, Nicht-Rigoristen jenes Jahrhunderts in den Blick bekommen, Gestalten wie Vinzenz von Paul und Franz von Sales, Heilige ihrer Kirche beide, und beide um Port-Royal innig bemüht. Vinzenz von Paul war dem Saint-Cyran ein erleuchtender, mässigender, schützender Freund. Franz von Sales aber beriet von 1619 bis zu seinem Tod 1622 die Mère Angélique Arnauld. Diese preist noch 1655 in einem ihrer Briefe seine überaus grosse Milde,

Demut und Weisheit, und auch nach dem Tod der Mère Angélique erlischt die an tröstlichen Erinnerungen reiche Verehrung nicht. Wie ein zartes Nachleuchten steht sie am düstern Himmel über Port-Royal.

Theodor Willy Stadler.

Philippe Bridel

Charly Clerc: Portrait de Philippe Bridel, Librairie Payot Lausanne

Ein 83-jähriger wird plötzlich gezwungen, seine Wohnung, seinen Arbeitsraum, die Stätte Jahrzehnte währenden Schaffens zu verlassen, die ihm so lieb geworden ist, wie dieses Schaffen selbst, da es ihm die Aufgabe seiner Lehrtätigkeit nicht mehr ermöglicht, sich weiterhin diese Wohnung leisten zu können. Und so zieht er denn um, schweren Herzens, aber mit der Entschlusskraft eines Jugendlichen, und bringt sich und seine wenigen Habseligkeiten in einem billigeren Logis unter. „Man muss es herunterschlucken ohne die Stirne zu runzeln..." Freunde stellen ihm die Mittel zu einem separaten Arbeitszimmer zur Verfügung ... nein! das nimmt der Greis nicht an! Gross ging er durchs Leben und gross will er bleiben, bis es Gott gefällt, den wackeren Streiter zu sich zu rufen. Sein „Ich" war ihm nie der Rede wert, immer galt sein Schaffen den andern. Das ist Philippe Bridel, der Pfarrer, Philosoph, Patriot — der Mensch.

Aus der öffentlichen Anerkennung seiner Verdienste, aus der Huldigung der Masse hatte sich Bridel nie etwas gemacht. Jede Hilfe bietende Hand wies er zurück, jeder Hilfe suchenden nahm er sich an. Solche Menschen kennt die breitere Schicht des Volkes nicht, dies liegt in der Tragik ihrer Grösse. (Ehrlich gesprochen: wer kennt Philippe Bridel in der deutschen Schweiz?) Meistens braucht es dann das Werk eines Verehrenden, um uns den wahren Wert einer solchen Persönlichkeit vor Augen zu führen, ja, um uns überhaupt mit deren Existenz bekannt zu machen. Und kein Geringerer als der Freund und Schüler Bridels, Charly Clerc, hatte sich diese Aufgabe zur Pflicht erhoben und in seinem „Portrait de Philippe Bridel" (Librairie Payot, Lausanne) dem geliebten Lehrer in den Augen der Allgemeinheit jenen Rang verschafft, der ihm im Geistesleben unseres Landes gebührt und der ihn auch unbestritten neben die grössten Schweizer stellt. In seinem „Portrait" gibt uns Charly Clerc ein Muster einer Biographie, die nicht nur der Persönlichkeiten ihres „Helden" in vollkommenem Masse gerecht wird, sondern die schon rein als Buch Eingang in jedes Schweizerhaus verdiente. Denn Charly Clerc gab uns damit nicht nur ein Bild Philippe Bridels, er gab uns auch ein gutes Stück seiner selbst, und damit ein Stück echten und feinsten Schweizergeistes.

Bridel, der älteste Sohn einer Neuenburger Familie, die auf sechs Pfarrergenerationen zurückblicken konnte, von denen sich, wie später auch er selbst, „die meisten noch mit anderen Dingen befassten als nur mit religiösen...", hatte von einem gütigen Schicksale ein wertvolles Ge-

schenk mit auf den Lebensweg erhalten, von dem er ewig zehren sollte: eine glückliche Jugend. Weder die Krise des jungen Intellektuellen, der an seiner Berufung zum Seelsorger verzweifelte, da sein durch und durch ehrlicher Geist sich seiner Unzulänglichkeit bewusst wurde, noch die rätselhafte Krankheit seiner Gattin, die sie schon kurz nach der Ehe befiel und sie bis zum Sterbebette begleitete, weder Berufs- noch Familiensorgen, weder geistige noch seelische Kämpfe vermochten je Bridels Jugendkraft und seinen unerschütterlichen Optimismus zu bezwingen. „Sein ganzes Leben ist nur eine verlängerte Jugend". Und wirklich: wenn man den greisen Grossvater spielend unter seinen Enkeln sitzen sieht, die sich — welch schönes Bild für die ganze Geisteshaltung Bridels! — unter seinem Einflusse statt in feindliche Parteien, zu einem „Bunde" zusammenschliessen, wenn man sich am lebensbejahenden Humor erfreut, der ihn bis in seine philosophischen Vorlesungen an der theologischen Fakultät der „Eglise Libre" hinein verfolgte — gerne glaubt man an diese ewige Jugend, die, allen Stürmen und Unwettern zum Trotz, sich immer weiter entfaltete.

Proudhons Wort, dass allen Dingen die Theologie zu Grunde liege, wird sozusagen zu Bridels Lebensspruch. Und dennoch wird man immer wieder gezwungen, sich zu fragen, ob nun der unermüdlich in allen Gemeinden seines Heimatkantons und sogar an der Pariser „Chapelle Taitbout" predigende Pfarrer oder der vor allem an Kant, Vinet und Secrétan geschulte Denker und Dozent der Geschichte der Philosophie an der schon genannten Fakultät Bridels wahrem, innerstem Wesen entsprächen. Diese Frage eindeutig zu beantworten dürfte schwer, wenn nicht sogar unmöglich sein, denn Bridel war einer jener seltenen, glücklichen Menschen, die Glauben u n d Wissen, Pfarrer u n d Philosoph in ihrer Natur zu einer gewaltigen schöpferischen Synthese vereinigten. Bridel war zu der hohen Einsicht gelangt, dass weder Religion ohne Philosophie, noch Philosophie ohne Religion je schöpferisch sein könnten. Sein Ideal war „jene christliche Philosophie, zu der Kant die wahre Grundlage gibt." Er wollte nicht das Christentum gegen die Religion eintauschen, aber er wollte den Menschen die Philosophie aus den Händen des Christentums überreichen, und seit seinen Studienjahren trat Bridel in zahllosen Zeitungsaufsätzen, Vorträgen, Predigten, Vorlesungen und nicht zuletzt durch seine Bücher für diese Grundgedanken seines ganzen Schaffens ein.

Doch nicht nur als Pfarrer und Philosoph war Bridel ein wahrer Verkörperer des Christentums, er war es auch als Bürger seines Landes. Jedem engstirnigen Nationalismus fremd, war er ein echter Schweizer, aus dem Stamme eines Vinet, Davel, Rambert, Secrétan und Guisan. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass Bridel, schon in seiner Jugend und auch später immer wieder ein eifriger Mitarbeiter der „Zofinger" und der „Neuen helvetischen Gesellschaft", sich zu den Gedanken eines Bundes der Völker Europas bekannte und anlässlich der Abstimmung über den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund noch begeisterte Reden für die — wie es schien — endgültige Verwirklichung seines Ideals hielt. Bridel, ein Liberaler „ohne Furcht und Tadel", hatte schon früh jene

völkerverbindende Mission der Schweiz erkannt, jenen bündischen Gedanken, der im schönsten Sinne des Wortes die Idee des Christentums auch auf die grosse Gemeinschaft der Völker überträgt. Ein liberaler Patriot, wandte er sich gegen alle „farbigen" Tendenzen, die nach dem Kriege entstanden. „Die schwarzen Ideen waren ihm so verhasst wie die roten und braunen." Sein politisches Schaffen nahm in seinem Leben beinahe den Umfang des religiösen und philosophischen Wirkens ein. Auch hierin zeigt sich Bridel als wahres Abbild jenes welschen Bodens, der uns schon so manchen grossen Menschen geschenkt hat. „Wahrer Patriotismus, ist dies etwas anderes als Liebe?" fragt er sich. Für ihn bestimmt nicht, nein!

Geist und Herz waren in Bridel vereinigt, wie wir es vielleicht selten bei einem Menschen in so vollkommenem Masse finden. Mochte es der Pfarrer mit seiner verantwortungsvollen Aufgabe noch so ernst nehmen, der Philosoph noch so sehr mit der Herausgabe seiner eigenen Schriften, wie die des „L'humanité et son chef", der Gesamtausgabe der Werke Vinets usw. beschäftigt sein: bei all der riesigen Arbeitslast verlor Bridel nie jene Leichtigkeit der Gedanken, des Lebens überhaupt, jene graziöse welsche Gediegenheit, jenen feinen „esprit", der ihn uns als wahren Vertreter französischer Kultur erscheinen lässt. In seinen Briefen, von denen mancher selbst ein kleines philosophisches oder religiöses Werk ist, sehen wir diesen feingeistigen Zug wohl am besten. Trotz der Gedankenschwere immer ein kleiner Schuss Humor, eine Prise weiser Lebensironie... Und ein solcher Mensch konnte noch sagen, er habe immer nur das getan, was er gerne getan habe! Ein glücklicher Mensch? Ja, aber dieses Glück wurde durch ein Leben erkauft, hart erarbeitet, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Charly Clercs Buch ist der Dank der heutigen Generation an Bridel. Und auch hierin hatte Bridel Glück! Lassen wir das letzte Wort noch seinem Biographen: „Was uns von Bridel zurückbleibt?... Es ist die vollkommene Harmonie eines Denkens und eines Lebens; es ist die Erinnerung an einen Geist, der sich um den Geist der andern mehr kümmerte als um sich selbst. Ist dies nicht unendlich selten? Das, was noch zurückbleibt, ist die grosse Freundschaft, die sich Bridel zu erwerben wusste. Das Schönste, das Bedeutendste vielleicht in der Geschichte eines Menschen, ist es nicht die Zuneigung, die Liebe, von der er umgeben war und mit der diejenigen, die zurückbleiben, seine Erinnerung umweben?"

Arnold Künzli.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031
Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60